

WOLFGANG KAUFMANN

*Das Lächeln der
arabischen Prinzessin*

Pendler zwischen den Kontinenten



INHALT

Prolog.....	7
Im Lande des Propheten	13
Ein Fußballspiel für das Irakgeschäft	47
Walzernacht in Thailand.....	73
Im Banne des chinesischen Drachens	99
New York New York	130
Schwedische Impressionen	146

PROLOG

Seit ich mich erinnern kann, interessieren mich ferne Länder, fremde Völker, Sitten und Gebräuche. Infolgedessen habe ich mein persönliches Einkommen nie auf Banken gehortet, sondern stets wieder in Reisen investiert. Entweder bin ich ein besonders neugieriger Mensch, oder in meinen Adern fließt ein kräftiger Schuss Abenteuerblut. Vermutlich liegt die Wahrheit wie so oft im Leben irgendwo in der Mitte. Wo auch immer, ganz sicher bin ich der geborene Reisende.

Meine Exkursionen mit Autos, Schiffen, Flugzeugen, auf Pferden, Eseln, Kamelen, Elefanten führten mich zu den entlegensten Plätzen auf allen Kontinenten. Der Besuch der Ruinenstadt Angkor Wat im Dschungel Kambodschas während einer Vollmondnacht, die Besteigung des Fujiyama, des heiligen Berges der Japaner, ausgedehnte Streifzüge durch das Labyrinth der Verbotenen Stadt in Peking und die spektakuläre Schiffspassage auf dem Oberlauf des Nils in Ägypten gehören zu den Höhepunkten meiner privaten Unternehmungen. Geschäftsreisen hingegen bedeuten für mich eine besondere Herausforderung, kommt es doch dabei sofort zu „hautnahen“ Kontakten mit unbekanntem Partnern und zum Eintauchen in andere Kulturen. Anlässlich solcher Begegnungen müssen fremde Sprachen verstanden, Religionen bedacht, Vorurteile abgebaut, nationale Eigenarten berücksichtigt werden. Nur so können wirtschaftliche Verhandlungen einen erfolgreichen Verlauf nehmen. „Made in Germany“ verkauft

sich im Ausland nicht von alleine, dazu sind unsere deutschen Preise zu hoch. Während meiner vielen Firmenbesuche in teilweise sehr exotischen Gegenden kam es keineswegs immer zu bedeutungsvollen Treffen mit angenehmen Zeitgenossen. Gelegentlich galt es auch obskure Situationen zu meistern. Doch davon später.

Außerordentlich gerne erinnere ich mich dagegen an eine Episode mit der tief verschleierten Prinzessin Yasmin, Tochter des saudischen Königs Khalid, die ich im Geschäft unseres Händlers in Riad aus der Ferne beobachten durfte. Ein anderes Mal überredete mich Diktator Saddam Husseins Stellvertreter Tariq Aziz zu einem nächtlichen Fußballmatch in einer Bagdader Kaserne. So trat ich als Mitspieler im Team des irakischen Innenministeriums gegen die Mannschaft der Nationalen Polizei an.

Dass man im tropischen Thailand mit einheimischen Frauen bis zur Erschöpfung Walzer tanzen, im nächtlichen Hongkong den Atem des chinesischen Drachens spüren, sich in einem New Yorker Luxushotel halb nackt auf der sechzehnten Etage wiederfinden und im winterlichen Südschweden einem hochkarätigen Diplomaten begegnen kann, waren für mich ganz neue Erkenntnisse.

Wenn jemand eine Reise tut,
so kann er was erzählen.

Diese Feststellung von Matthias Claudius in URIANS REISE hat nach wie vor Gültigkeit. Reisen ist das Salz in der Suppe des Lebens, es macht den

Menschen geistig offener, vielleicht auch intelligenter. Auf jeden Fall kann es einen großartigen Beitrag zum gegenseitigen Verständnis der Menschen unserer Welt leisten.

Wolfgang Kaufmann

Im Lande des Propheten

Messe in Riad
Mokka und Gastarbeiter
Abdul Rahman versteht kein Englisch
Prinzessin Yasmin lüftet den Schleier
Suleikas Entführung
Plötzliche Abreise

Auf dem King Khalid International Airport in Riad, der Hauptstadt Saudi Arabiens, stand ich eingekleidet in eine endlose Reihe von Besuchern, die ihr Reisegepäck in Empfang nehmen wollten. Hinter langen flachen Abfertigungstischen ließen Zöllner des Königreiches in hellen Khaki-Uniformen, an denen bunte Orden und Ehrenzeichen baumelten, den gesamten Inhalt von Koffern und Taschen fein säuberlich von den Einreisenden auf den Gepäcktischen vor sich ausbreiten. Zweifels- ohne die gründlichste Kontrolle, die ich je bei der Einreise in ein fremdes Land kennen lernen sollte. Weit und breit waren nur Männer zu sehen, einheimische, leicht auszumachen am rot und weiß karierten Keffiyeh, dem traditionellen Kopftuch der Araber und ausländische, ausnahmslos Geschäftsleute, wie mir schien. Im streng konservativen Heimatland Mohammeds wurden die wenigen weiblichen Passagiere sofort nach ihrer Ankunft in eigens für sie geschaffene Räume geleitet und gesondert abgefertigt.

Bedächtig durchwühlten die Zöllner Stapel von Wäsche und allen möglichen Habseligkeiten. Schließlich versuchten immer wieder findige und

mit den Sitten und Gebräuchen des Orients wenig vertraute Ausländer die puritanischen Gesetze des islamischen Staates zu untergraben und Alkohol und Magazine, die vorzugsweise leicht bekleidete Schönheiten zeigten, einzuschmuggeln. Schon bei der Visumerteilung werden Reisende von den Botschaften Saudi Arabiens mit einem Merkblatt präzise über Erlaubtes und Unerlaubtes aufgeklärt.

Um so mehr überraschte es mich, dass ausgerechnet ein Deutscher in der Schlange vor mir eine Flasche ohne Etikett, mit einer roten Flüssigkeit, bei sich trug. Prüfend hielt der kleine, märchenhaft beleibte Beamte das Gefäß hoch und zog den Duft geräuschvoll durch die Nase ein. Der arme Mann war so dick, dass er fast eine eigene Postleitzahl gebraucht hätte. Wie konnte man nur einen solchen Kerl in eine Uniform stecken? Staunend sah ich diesem kuriosen Treiben zu. „Traubensaft“ hörte ich den furchtbar erschrocken wirkenden Flaschenbesitzer zaghaft murmeln. Das Corpus Delicti wurde von einem flugs herbeigeholten, vermutlich vorgesetzten, Offizier entkorkt. Das ausströmende Aroma musste den unaufrichtigen Zeitgenossen im Handumdrehen entlarvt haben, denn kommentarlos ließ er sich zu einer Sonderinheit hinter verschlossenen Türen bitten. Was dort geschah, ließ sich nicht ausmachen. Schwere Geldstrafen oder sofortige Ausweisung aus dem Land waren in solchen Fällen bekannt geworden. Die Abfertigung kam in der Zwischenzeit zum Stillstand, und die Umstehenden, die dieses Vorkommnis notgedrungen und mit großer Anteilnahme verfolgt hatten, schauten teils betreten, teils belustigt in die Runde.

Ein Fußballspiel für das Irakgeschäft

Deutsches Camp in der irakischen Wüste
Ein Diktator namens KARL-HEINZ
Sunniten schießen auf Schiiten
Kein Bad im Euphrat
Begraben in Kerbela
Der Herr Minister lässt bitten
Fußballspiel in Bagdad
Dem Staat fehlt Geld für Möbel

In der irakischen Wüste brach die Nacht an. Der gewaltige feuerrote Sonnenball tauchte schaurig-schön ins endlose Nichts. Auf der völlig ausgefahrenen Sandpiste donnerten schwere Baufahrzeuge dem Camp der deutschen Baufirma Langbein & Pohlschröder entgegen. Dort verbreiteten primitive Neonbänder in den Baracken ein kaltes grelles Licht. Fern der Heimat strebten die Arbeiter nach zehn Stunden harten Schaffens in der Gluthitze des Tages dem kühlen Feierabend mit ihren Familien entgegen.

Das Lager schien einer Wagenburg im wilden Westen nachempfunden, kreisförmig mit einer freien Fläche in der Mitte, die sich vorbildlich zur Kommunikation zwischen den Familien eignete und darüber hinaus den ausgedehnten Wagenpark während der Nacht beherbergte. Die Unterkünfte, rechteckige, ausgebeulte Vierzig-Fuß-Container von zwölf Meter vierzig Länge, zwei Meter dreißig Breite und zwei Meter achtundzwanzig Höhe, gewöhnlich für den Versand von Waren aller Art in die große weite Welt bestimmt, bildeten hier

draußen für die Dauer eines Vertrages, in der Regel zwei Jahre, ein deutsches Heim in der arabischen Wüste.

Erfahrene Ingenieure, kaufmännische Angestellte und braungebrannte Techniker stellten den harten Kern dieser zähen Truppe dar, die bereits an zahlreichen internationalen Bauvorhaben des Unternehmens mitgearbeitet hatte. Gewöhnlich waren die Ehefrauen mit von der Partie und, wenn es sich einrichten ließ, auch die Kinder. Junggesellen dagegen stießen seltener hinzu, befürchteten doch vorgesetzte Stellen in der Heimat fast immer zu Recht in kürzester Zeit einen Wüstenkoller, dazu Alkoholexzesse, also gefährliche, selbstzerstörerische Aktionen, die sowohl der Arbeit wie auch dem Leben in der Enge des Lagers hinderlich waren.

Langbein & Pohlschröder hatte einen lukrativen Auftrag des irakischen Innenministeriums an Land ziehen können. Dieser sah vor, fünfzehn Landwirtschaftsschulen für je vierhundertfünfzig Studenten in den verschiedensten Teilen des Landes an Euphrat und Tigris buchstäblich aus dem Boden zu stampfen. Um den Vorstellungen der Iraker von einem gesunden Preis-Leistungs-Verhältnis zu entsprechen, ließen sich die deutschen Experten ein System von vorgefertigten Bauelementen einfallen, die außerhalb der Hauptstadt, mitten in der Wüste, aus Beton gegossen, relativ leicht mit Fahrzeugen an jeden beliebigen Ort verfrachtet und dort von einheimischen Montagetams problemlos zusammengesetzt werden konnten.

Zum Gelingen waren deutsche und einheimische

Fachleute sowie ein umfangreiches Sortiment von Baugeräten notwendig. Sämtliche Materialien mussten den teuren wie mühseligen Landweg über den jordanischen Hafen Akaba nehmen, denn zu jener Zeit tobte der irakische Krieg gegen den Iran des Ayatollah Khomeini schon seit vierundzwanzig Monaten, wodurch der freie Zugang des Irak zum Persischen Golf versperrt war. Ein langjähriger Bekannter, Peter Baum, Bauleiter bei Langbein & Pohlschröder, legte mir nahe, mich vor Ort im Namen meiner Firma um die „Möbelseite“ für die Schulen zu bewerben. Zum einen waren wir als Hersteller von Schuleinrichtungen geradezu prädestiniert für diesen Job und zum anderen wollte Langbein & Pohlschröder das gesamte Projekt gern in deutscher Hand wissen. Im Innenministerium von Bagdad, wo inzwischen entsprechende Vorverhandlungen stattgefunden haben mochten, war der zuständige Staatssekretär informiert. Er stellte in Aussicht, die Aktion wohlwollend zu behandeln und nach allen Seiten abzusegnen.

Bei meiner Ankunft in Bagdad holte mich Eva Baum, die Gattin des Bauleiters, am Flughafen ab. Geplant war, dass ich im Quartier der Familie, im schon erwähnten Wüstencamp, wohnen sollte. Wir nahmen nicht sofort Kurs auf die Wüste, sondern versuchten erst einmal, in der Stadt etwas Essbares zum Abendessen zu besorgen. Keine leichte Aufgabe für eine Hausfrau, wie mich Eva Baum vorwarnte. Der Krieg hatte an allen Ecken und Enden zu schmerzlichen Engpässen geführt. Zunächst betraten wir einen großen Regierungsladen. Hier kaufte die Bevölkerung staatlich sub-

ventionierte Lebensmittel, vorausgesetzt natürlich, es gab welche. Hinter der Ladentheke sah ich lustlos herumstehende und herumsitzende Gruppen von Verkäuferinnen, die sich miteinander unterhielten, mehr wohl um die Zeit totzuschlagen. Wen wundert's, die Regale waren fast leer: Immerhin gab es Speiseöl, Mehl, Seife, Zigaretten, Bier, Datteln, Wasserpfeifen und Gebetsteppiche. Ein kleiner stämmiger Kerl, so breit wie groß, die Hemdsärmel hochgekrempt, möglicherweise der Hausschlachter, balancierte auf seinem Kopf ein Aluminiumtablett mit fettem Hammelfleisch, um das sich bereits ein gewaltiger Schwarm von Fliegen ausgiebig bemühte.

„Es hilft nichts“, riet meine Begleiterin, „man muss eben regelmäßig hier vorbeischaun, manchmal gibt es Obst und Gemüse, ein andermal besseres Fleisch als heute oder sogar Waschpulver. Der Irak ist ein sozialistisches Land und führt nebenbei Krieg, da darf man nicht mehr erwarten.“

Ein Herr im feinen dunklen Anzug zupfte mich am Arm, dabei zeigt er auf seine Wasserpfeifen. Offensichtlich hatte er mich aus zusammengekniffenen Augen genau beobachtet und bei mir Interesse vermutet. Ich kaufte eine Wasserpfeife. Der Mann lächelte.

„Die können Sie heute Abend gleich ausprobieren“, schlug Eva Baum beim Verlassen des Ladens vor. „Kommen Sie, wir versuchen es zur Abwechslung mal beim Bäcker.“ Schon von Weitem sahen wir die Menschenschlange vor der Konditorei. „Es gibt Brot, wir haben doch noch Glück. Stellen wir uns gleich mit an.“

Eine Stunde später fahren wir mit unserem Schatz

aus drei Weißbroten und vier Baguettes zufrieden der Wüste entgegen.

Ein Container ist zwar nur eine große Blechbüchse, stellt man aber zwei Stück davon im rechten Winkel aneinander und installiert man zudem noch moderne Klimaanlage, so entsteht am Ende doch ein behagliches Heim, in dem es sich vortrefflich leben lässt. Wir speisten also gemütlich „zu Hause“, die Baums und ich, danach wollten wir uns auf einen kurzen Sprung in die kleine Lagerkantine begeben.

Dort saß man bei Zigaretten und Bier zusammen. Die Männer spielten Karten, die Frauen unterhielten sich – über Deutschland, Kindererziehung, Post und Lageralltag. In einer Ecke strahlte ein Farbfernsehgerät einen Propagandafilm der Regierung aus. Niemand zeigte Interesse am Programm. Sehr bald war mir klar, warum: Auf der Mattscheibe wurde nämlich pausenlos gejubelt. Staatschef Saddam Hussein war als Alleinunterhalter auf den beiden Kanälen des Landes ungemein aktiv. In immer neuen Uniformen präsentierte er sich seinem Volk. Nur ich verfolgte also dieses Medienspektakel interessiert. Schon bei meiner Ankunft waren mir die überlebensgroßen, glorifizierenden Plakate des Präsidenten, des geliebten Führers, des Beschützers der Enterbten und Entrechteten, des größten Feldherren seit Alexander dem Großen aufgefallen – an Straßenkreuzungen, Gebäuden, überall. Aber im Fernsehen ging es erst richtig zur Sache, wie ich sah:

Im gepanzerten weißen Mercedes fuhr ER durch die Stadtteile seiner Hauptstadt, beschützt, hinten, vorne und links wie rechts daneben, von be-

Walzernacht in Thailand

Ein dunkles Kapitel deutscher Geschichte
Nervensägen im Land des Lächelns
Chauffeur für siamesische Damen
Traumhaftes Landgut
Unter dem Schirmdach des Buddhismus
Walzernacht in der Provinz
Der Monsun hält den Atem an

Während des Vietnamkrieges trug von den amerikanischen Truppen die Luftwaffe die Hauptlast der Kampfhandlungen, weil im Land kein nennenswertes Straßennetz vorhanden war, sieht man einmal von der großen Nationalstraße Nr. 1 ab, die schon zu Kolonialzeiten Hanoi im Norden mit Saigon im Süden verband. Die fehlende Infrastruktur bewirkte, dass die alliierten Bodentruppen nur selten ihr modernes, aber viel zu schweres Kriegsgerät effektiv zum Einsatz bringen konnten. So fanden die militärischen Auseinandersetzungen zumeist im unwegsamen Gelände statt, oft im feuchten Dschungel. Einen Guerillakrieg gegen einen unsichtbaren Feind konnten die Amerikaner allerdings nicht gewinnen. Die Verluste stiegen von Jahr zu Jahr.

Nach der Dominotheorie des früheren amerikanischen Außenministers John Foster Dulles wurde der Weltöffentlichkeit von der US-Führung eine Ausdehnung des Krieges auf das Nachbarland Thailand sowie auf Malaysia, Singapur und Indonesien für den Fall prophezeit, dass die kom-

munistische Aggression nicht schon in Südvietnam gestoppt werden könne. Das Pentagon in Washington nahm so die Verteidigung des Königreiches Thailand mit in seine strategischen Planungen auf. Doch auch das Land der Weißen Elefanten war unwegsam: Malerische Kanäle und reißende Flüsse prägten die Landschaft. Demzufolge stand der Straßenbau auf der Prioritätsliste der USA weit oben.

In hohem Tempo entwarfen Ingenieure der US-Mammutfirma BECHTEL CORPORATION auf ihren Reißbrettern ein dichtes Netz von gewaltigen Fernstraßen, das von schwedischen, australischen und israelischen Baufirmen realisiert werden sollte. Ironie des Schicksals: Als die schnurgeraden Autobahnen durch Dörfer und Reisfelder, auf denen auch Kampfflugzeuge bequem hätten starten und landen können, endlich zur Verfügung standen, war der Vietnamkrieg aus und verloren. Glücklicherweise aber trug der Bau dieser Straßen dazu bei, die ehemals recht fragile Wirtschaft des Königreiches in der Folgezeit anzukurbeln.

In jenen ereignisreichen Jahren besuchte ich das Camp eines israelischen Bauunternehmens aus Haifa, nahe Saraburi, um Verhandlungen mit dem dortigen Einkaufsleiter zu führen. Es war spät geworden, die Nacht brach herein. In der Einöde ringsum gab es weder ein brauchbares Hotel noch ein anständiges Restaurant. So lud mich dieser aufmerksame Geschäftspartner zum Abendessen in die Lagerkantine ein, darüber hinaus bot er mir ein Feldbett für die Nacht an. Dankbar machte ich von dem Angebot Gebrauch.

Mit Zuversicht und einer großen Portion Neugier sah ich dem Treffen mit den jüdischen Arbeitern aus dem Nahen Osten entgegen. Was ich über das Land Israel und die Israelis wusste, hatte ich bisher der Kriegsberichterstattung des Fernsehens oder Artikeln der Tagespresse entnommen. Ein verlässlicher Begriff waren für mich bis zu diesem Zeitpunkt lediglich Orangen aus Jaffa auf den Supermärkten dieser Welt. Aus heutiger Sicht ein erstaunlich oberflächliches Bild.

Nie werde ich deshalb den Moment vergessen, als wir den Speiseraum in einer mächtigen Holzbaracke betraten. Dort saßen braungebrannte Männer dicht gedrängt zu beiden Seiten einer langen Tafel und verzehrten ihr Abendbrot. Zunächst wurden wir gar nicht wahrgenommen. Es herrschte ein Lärm wie auf einer Baustelle. Erst als Ben Nathan, der Einkaufsleiter, Aufmerksamkeit suchend, einige Male in die Hände geklatscht hatte, sahen die Anwesenden notgedrungen in unsere Richtung. Auf hebräisch stellte mich mein Gastgeber als Deutschen vor. Die Reaktion: absolute Bewegungslosigkeit und Totenstille. Die Männer musterten mich. In ihren Blicken glaubte ich nicht etwa Feindseligkeit, sondern fassungsloses Entsetzen zu spüren. Ich wollte etwas sagen, aber mir fiel nichts Angemessenes ein. So blieb es bei einem schlichten „Good evening, ladies and gentlemen.“ Im letzten Moment hatte ich noch eine einzelne ältere Dame im Hintergrund ausmachen können.

Wir nahmen schließlich an einer freien Stelle des Tisches Platz und bedienten uns von den reichlich vorhandenen Platten mit Fleisch, Gemüse

Im Banne des chinesischen Drachens

Lim Bo Ming hält unsere Produkte
für ungeeignet
Langer Marsch durch die Kronkolonie
Dinner mit Lily und Luciano
Erfolg eines Sängers in Hongkong
Geheimnisse einer Amme

Der alte chinesische Geschäftsmann mit den weißen Haaren, dem ich in Hongkongs Pei Ho Street gegenüber saß, sah sich meine elegant aufgemachten teuren Kataloge aufmerksam an. Bedächtig und ohne zu sprechen blätterte er geräuschvoll die bunten Hochglanzseiten um, eine nach der anderen. Er ließ sich Zeit. Dabei befeuchtete er andauernd die Spitze des rechten Zeigefingers mit der Zunge wie ein indischer Geldwechsler, um die fast noch druckfrischen Bögen der neuen Broschüren besser voneinander trennen zu können. Zwischen seinen Augen bildete sich eine tiefe Falte vom vielen Stirnrunzeln.

Möglichst unauffällig versuchte ich, während er beschäftigt war, die Immobilie, in der ich mich befand, zu bewerten, um die Kreditwürdigkeit meines Klienten richtig einschätzen zu können. Alle chinesischen Geschäfte in Asien, das wusste ich, ähneln einander wie ein Ei dem anderen: schmales Gebäude, Eingang mit Stahljalousie, vier Etagen, graue Außenfassade. Im Erdgeschoss ist entweder der Laden oder das Büro eingerichtet, während in den engen Stockwerken darüber Lager und Schlafräume für Familie und möglicherweise

auch Angestellte untergebracht sind.

Chinesen interessieren sich normalerweise weniger für moderne Wohnkultur oder teure Wohnhäuser. Sie halten das für eine Verschwendung von Zeit und Geld. Lieber investieren sie zunächst einmal soviel wie möglich in den Warenbestand ihrer Geschäfte oder kaufen Aktien von weiteren Firmen, um schneller Profite zu erwirtschaften. Nur der Erfolg zählt. Diesem Ziel wird alles untergeordnet: Sechzehn-Stunden-Arbeitstag, das Wegstecken von Tiefschlägen, das Verdauen von Rückschlägen, das Durchboxen bis zur Spitze. Entweder gelingt der Erfolg heute oder erst in zehn oder zwanzig Jahren. Chinesen haben – so glaube ich – ein anderes Zeitverständnis. Und sollte es in diesem Leben noch nicht klappen, bliebe ja das nächste.

Um mich herum herrschte derweil die ganz normale asiatische Familienhierarchie, denn ein Ladengeschäft ist gleichzeitig Wohn-, Fernseh- und Arbeitszimmer, Aufenthaltsraum und häufig auch noch Küche. Hier wird gearbeitet, gelebt, geliebt und gestorben. Säuglinge der Großfamilie krabbelten lächelnd oder schreiend um mich herum. Eine Amme, den Mund voller Goldzähne, hielt die muntere Schar bei Laune. Die älteren Kinder trugen Schuluniformen – blaue Hosen und weiße Hemden die Burschen, rote Röcke und weiße Blusen die Mädchen – und saßen im Schneidersitz, Hausaufgaben verrichtend, auf dem Fußboden. Eine Stereoanlage hämmerte mit schätzungsweise fünftausend Watt in den Boxen kantonesische Arien. Bei all dem Krach saß ein uraltes Großmütterchen vor dem Fernsehapparat und verfolgte

unbeirrt eine Werbesendung über Kühlschränke, ein Lächeln auf den Lippen. Vermutlich war sie völlig taub. Ein Teil der Angestellten löffelte, an Glasvitritten gelehnt, mit Hingabe dampfende Nudelsuppe, während Verkäuferinnen, an Tischen sitzend, mit Stäbchen Reis aus silbernen Schalen aßen. Diese Aktivitäten faszinierten mich, gingen doch ständig einheimische Händler ein und aus, wurde die fortwährend hereinströmende Laufkundschaft bestens bedient. Niemanden schien dieses Chaos auch nur im geringsten zu stören. Glückliche Chinesen!

„Ich kann Ihnen nach Durchsicht eines Teils der Unterlagen schon sagen, was mir an Ihren Produkten nicht gefällt.“ Lim Bo Ming blinzelte mich über den Rand seiner Brillengläser auffällig milde an, vermutlich um die Gefühle des Fremden aus Europa nicht zu verletzen. Erstaunt erwiderte ich seinen Blick. Ich saß diesem Mann schon volle vier Stunden in diesem Tollhaus auf der Pelle. Auf diese Antwort war ich jedoch nicht vorbereitet. Bestimmt würden die Preisverhandlungen nun von vorn beginnen. Eventuell entsprachen die vorgeschlagenen Rabatte noch nicht seinen Vorstellungen. Chinesen sind Händler, schätzen das Feilschen. Man wird sich schließlich irgendwo in der Mitte einigen. Sie respektieren Autorität, sogar Arroganz. Schwäche dagegen wird nicht geachtet. Mit dem Taschentuch tupfte ich mir das Gesicht ab, die tropisch feuchte Luft im Raum war zum Schneiden. Am liebsten wäre ich in diesem Augenblick in der märchenhaften Tailong-Bucht, Hongkongs schönstem Badeplatz, zum Schwimmen gewesen. Schnell unterdrückte ich diese Wunsch-

vorstellung, denn es ging weiter.

Behutsam nahm Lim Bo Ming seine Nickelbrille von der Nase, schob die Verkaufsliteratur beiseite. „Ihre Geräte sind zu gut, die Qualität ist zu hochwertig. Systeme dieser Art dürfen bei uns eine Lebensdauer von höchstens fünf Jahren haben, danach sollte man sie ersetzen müssen. Ihre halten ewig.“ Er schüttelte mehrmals missbilligend den Kopf. „Wie aber soll meine Firma Geld verdienen, wenn nichts repariert werden muss, schlimmer noch, wenn es keine Nachbestellungen geben wird? Bedenken Sie, Hongkong ist die kostspieligste Stadt der westlichen Welt. Bodenpreise und Mieten gehören zu den höchsten in der Welt. Sie bekommen keine Eigentumswohnung unter vier Millionen Hongkong Dollar. Für ein vernünftiges Appartement sind vierzigtausend Hongkong Dollar pro Monat keine Seltenheit. Hier muss der Umsatz schnellstens gesteigert werden, um zu überleben. Investitionen, das wird Ihnen jeder Händler in der Nachbarschaft bestätigen, müssen sich innerhalb von fünf Jahren amortisieren, sonst sind es schlechte Geschäfte gewesen. Verstehen Sie mich?“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Aufklärung.“

Lim Bo Ming sah mich wieder forschend aus zusammengekniffenen Augen an. Für Chinesen sind und bleiben wir Gweilos, fremde Teufel, Pfennigfuchser, musste ich denken, die man zwar beachtet, aber nicht als ebenbürtig anerkennt.

„Sie wissen, dass ich aus Deutschland komme“, setzte ich fort, „und dort sind Verbraucher in der

New York New York

Nobelherberge am Centralpark
Kleiner Hunger als großer Fehler
In Unterhosen über Hotelkorridore
Leona und Harry vom Pech verfolgt
Rettung nach Mitternacht
Belohnung für Hotelpolizisten

Bei meiner Ankunft in New York hatte der Sommer nicht nur kalendarisch, sondern auch astronomisch Einzug gehalten. Es war früher Abend und ein herrliches, warmes Wetter. Nach der Zollkontrolle am KENNEDY AIRPORT begab ich mich sofort zu einem der Flughafenbusse, die in regelmäßigen Abständen zum Stadtteil Manhattan fahren. Auf den Straßen stadteinwärts herrschte geschäftiges Treiben, verbunden mit dem üblichen starken Verkehr. Pausenlos überholten uns Fahrzeuge der Polizei, der Feuerwehr wie auch Ambulanzen mit ihren heulenden Sirenen. Eine verrückte Stadt, dieses New York mit seinen siebzehn Millionen Einwohnern, ging es mir durch den Kopf, während der Bus teilweise im Schrittempo den beleuchteten Betonklötzen entgegenrollte.

Diese Metropole am Hudson River hatte die größten Einwanderungswellen der Geschichte erlebt, hatte Rassenkämpfe, kriminelle Machenschaften der Mafia und finanzielle Pleiten verkraftet. Dennoch war sie eines der begehrtesten Traumziele von Menschen aller Erdteile geblieben. Die Weltstadt, auch Heimat von etwa vierhunderttausend Deut-

schen, lebte von ihren Gegensätzen und spiegelte sich darin. Vor der CENTRAL STATION, dem Hauptbahnhof, hielt der Bus. Mit einem gelben Taxi fuhr ich weiter zum piekfeinen PARK LANE HOTEL mit Blick auf den Central Park, der grünen Lunge der Stadt. Für zwei Nächte gedachte ich in dieser noblen Herberge zu logieren. Sie gehörte zum amerikanischen Hotelkonzern HELMSLEY und wurde von diesem auch sehr profitabel gemanagt.

Von gewandten, höflichen Hotelangestellten erhielt ich am Empfang in der hochherrschaftlichen Lobby prompt den Schlüssel für das vorbestellte Einzelzimmer in der sechzehnten Etage und fuhr mit dem Lift nach oben. Im Appartement angekommen, machte ich es mir zunächst bequem, öffnete dann den großen Koffer und suchte meine geschäftlichen Unterlagen zusammen, um mich auf die für den nächsten Morgen geplante Verkäuferschulung bei einem New Yorker Händler gründlich vorzubereiten. Stundenlang feilte ich an meinem Vortrag, kurz vor Mitternacht war ich schließlich mit meinem Manuskript zufrieden.

Inzwischen war ich hungrig geworden. Allerdings verspürte ich wenig Lust, mich erneut anzukleiden, um ein Restaurant innerhalb oder außerhalb meines Quartiers aufzusuchen. Kein Problem, wie sich auf Anfrage bei der Küche rasch herausstellte. Das noble Haus war auf den „kleinen“ Hunger seiner verwöhnten Gäste mit einem Zimmerservice rund um die Uhr bestens vorbereitet. Ich orderte also telefonisch einen Hamburger und eine Cola. Mehr musste es zu dieser späten Stunde nicht sein.

Ich staunte nicht schlecht, als mir ein eleganter

Kellner im Frack eine halbe Stunde später einen etwas größeren Servierwagen durch die geöffnete Zimmertüre schob. Auf der oberen Platte seines mit feinem Damast abgedeckten Karrens nahm ich zunächst eine gigantische silberne Haube wahr, unter der ich meinen Hamburger vermutete. Daneben, in einer Kristallschüssel, entdeckte ich einen gemischten Salat nebst Salatbesteck. Eine Menage mit einer ganzen Batterie edel geformter Flaschen gehörte ebenfalls dazu. Auf einem großen Teller waren mehrere Reihen von Weißbrot-scheiben angeordnet. Schließlich beinhaltete eine Art Porzellanterrine lecker duftende goldbraune Pommes frites. Auf der Ablage darunter fand ich meine Cola, eine Riesenflasche Ketchup, eine große Karaffe mit Eiswasser, eine Schale mit Butterstücken auf Eis, Wassergläser, einen Toaster sowie ein dezentes Sträußchen bunter Wiesenblumen. Nun denn, das Nachtmahl konnte beginnen. Routiniert platzierte der charmante Bedienstete mit den grauen Schläfen, der in seiner vornehmen Berufskleidung in der aktuellen amerikanischen Ausgabe von WHO'S WHO hätte gelistet sein können, den Rollwagen neben einen Sessel am Fenster und reichte mir in einer geschlossenen Ledermappe diskret die Rechnung. Ohne mit der Wimper zu zucken, unterschrieb ich die Forderung. Ich ziehe es vor, nicht mehr an den Betrag zurückzudenken.

Nachdem ich von den Speisen und Getränken ausgiebig gekostet hatte und alles nach meinem Geschmack war, putzte ich mir die Zähne, dann löschte ich das Licht und versuchte einzuschlafen. Etwas störte mich. Ich stand wieder auf: Es war

der penetrante Geruch von Speiseresten. Also raus mit dem Servierwagen! Ich öffnete mit der rechten Hand die Zimmertüre und schob mit der linken Hand den schwerfälligen Wagen umständlich auf den Gang hinaus. Die kleinen Räder verkeilten sich sofort in dem weichen, flauschigen Teppich, sodass ich meine Aufmerksamkeit mehr auf das Gefährt, als auf die Türe konzentrierte. Für Bruchteile von Sekunden ließ ich sie ganz los. Welch ein Fehler! Ich vernahm ein metallisches Klicken: Die Tür war hinter mir ins Schloss gefallen! Im Gegensatz zu deutschen Türen sind die amerikanischen aus Sicherheitsgründen innen mit automatischen Schließvorrichtungen ausgestattet. Erschrocken versuchte ich, den starren Türkopf auf der Außenseite zu bewegen. Ein nutzloses Unterfangen. Es war zu spät. Aus, Sense!

Da stand ich nun um Mitternacht auf dem taghell erleuchteten Flur im sechzehnten Stockwerk eines amerikanischen Luxushotels in New York. Alles, was ich auf dem Körper trug, war eine weiße Baumwollunterhose: Feinripp mit Eingriff. Gütiger Himmel! Schon immer wollte ich mal etwas Neues, bisher Unbekanntes ausprobieren. Jetzt war es so weit! Meine Benommenheit währte nicht lange, denn die Fahrstuhltüren öffneten sich und eine laute Gesellschaft, die vermutlich einen fröhlichen Abend in der Stadt verbracht hatte, kam zum Vorschein. Wie ein geölter Blitz sauste ich den Korridor entlang, um schleunigst in einem schützenden Quergang zu verschwinden. Vorsichtig warf ich einen Blick um die Ecke. Die Ankömmlinge trennten sich nach einer Weile lachend voneinander und verschwanden in ihren Unterkünften. Die Glücklichen! Jeden von ihnen

Schwedische Impressionen

Schneesturm in Stockholm
Mit dem Zug nach Süden
Stora Hotel geschlossen
Seine Exzellenz, der schwedische Botschafter
Unser Händler und seine Interessen
Kein Bier für Afrika – Kanonen für Indien
Eine Sinologin philosophiert

Der Freitag Vormittag in Stockholm war schaurig kalt. Ich stand am Fenster meines Zimmers im eleganten Hotel ANGLAIS und starrte hinaus in den Wintersturm. Kunterbunt tanzten die Eiskristalle vor meinen Augen. Schon die ganze Woche meines Aufenthaltes in der schwedischen Hauptstadt hatte ein Niederschlag den anderen abgelöst. Täglich begann das Unwetter auf die gleiche Weise mit riesigen Schneeflocken, die gemächlich niederrieselten, dann steigerte es sich zu schweren Graupelschauern, am Ende entlud es sich in einem Schneegewitter mit Donner und Blitz. War einmal der Höhepunkt überschritten, beruhigte sich die Natur wieder recht schnell und es schneite dann die gesamte Nacht friedlich dahin. Pünktlich zu Tagesbeginn setzten die Bemühungen der Stadtverwaltung mit einem gewaltigen Aufgebot von Menschen und Maschinen ein, die weiße Pracht möglichst rasch zu entsorgen.

Inzwischen fielen die Flocken so dicht, dass ich das Gebäude der Königlichen Bibliothek, das dem ANGLAIS gegenüberliegt, nur noch schemenhaft

erkennen konnte. Ich überlegte, was ich tun sollte, denn ich langweilte mich. Der Winter ist nun mal nicht meine liebste Jahreszeit. Im „Industriegürtel“, wie die Schweden die wichtige Wirtschaftszone im Umkreis ihrer Hauptstadt nennen, hatte ich unsere Händler bereits besucht. Das tat ich jedes Jahr, um die Verbindung zum Markt zu pflegen und unsere Partner und Freunde auch weiterhin für den Verkauf unserer Produkte zu motivieren. Am Montag stand ein letztes Treffen mit einem Geschäftsmann im südschwedischen Wesby auf meinem Programm. Ein Zimmer im dortigen Hotel STORA war demzufolge für mich erst ab Sonntag Abend reserviert. Nun dachte ich darüber nach, wie ich wohl das Wochenende in dieser Stockholmer Kühltruhenatmosphäre einigermaßen sinnvoll überstehen könnte. Schade, dass ich mir bereits vor einigen Tagen die Neufilmung von Graham Greenes Roman DER HONORARKONSUL im Kino angesehen hatte. Noch ärgerlicher fand ich, dass mein Lieblingsrestaurant, das die für mich so unwiderstehlichen US-Buletten auf den Tisch zauberte, wegen interner Feierlichkeiten für gewöhnliche Gäste an diesem Abend geschlossen blieb. Etwas musste geschehen.

Also rief ich bei der Auskunft des Hauptbahnhofes an und erfuhr, dass um zwölf Uhr ein Personenzug aus Uppsala in Stockholm ankommen und nach kurzem Aufenthalt weiterfahren würde. Im seltsamen schwedischen Singsang folgten in rascher Folge noch einige Städtenamen; doch ausser *Köping, Köping, Köping* verstand ich zunächst rein gar nichts. Erst nach der dritten Wiederholung konnte ich die Orte voneinander unterschei-

den: *Nyköping, Norrköping, Linköping, Jonköping*, am Ende der Aufzählung folgte *Malmö*. Irgendwo dazwischen musste auch „mein“ *Wesby* liegen. Nach Auskunft des Beamten der schwedischen Reichsbahn sollte die Fahrzeit fünf Stunden und einige Minuten betragen. Ja, das war es. Vielleicht bot Südschweden mehr Abwechslung und weniger Schnee.

In großer Eile warf ich meine Sachen in den Koffer, bezahlte meine Hotelrechnung, setzte mich in das angeforderte Taxi und erreichte nach einer Rutschpartie über die vereisten Straßen kurz nach zwölf Uhr endlich die Station im Stadtkern. „Zu spät“, stellte ich bei meinem Blick auf die große Bahnhofsuhr fest. Trotzdem eilte ich samt Gepäck hoffnungsvoll zu den Gleisen, denn dieser Stadt wollte ich unbedingt entfliehen. Als ich keuchend am richtigen Bahnsteig ankam, war der Zug offensichtlich abgefahren. Na ja, was hätte ich auch anderes erwarten können von einem Land wie Schweden, hier fuhren die Züge pünktlich. In diesem Staat funktionierte einfach alles.

Um mich herum standen aber dermaßen viele Menschen, dass ich mich wunderte, wohin sie wohl reisen mochten. Allmählich verstand ich das System mit den Anzeigetafeln, fragte zur Bestätigung eine junge Dame, von der ich annahm, dass sie Englisch verstand, und konnte befriedigt feststellen, dass noch nichts geschehen war. Der Zug hatte zwei Stunden Verspätung. Nobody is perfect, freute ich mich. Nun konnte ich zum nächsten Fahrkartenschalter schlendern und mir ein Billett besorgen. Als der Personenzug zu guter Letzt eintraf, war ich auf dem zugigen Bahnsteig so durch-

gefroren, dass ich meinen Entschluss, Stockholm Hals über Kopf zu verlassen, beinahe bereut hätte. Aber nun schien alles in Ordnung zu sein.

Mit den vielen anderen Fahrgästen drängte ich in die Wagen und ergatterte einen Fensterplatz, schließlich wollte ich etwas vom Lande sehen. Es war wohligh warm; die Reise konnte beginnen. Ich sah mich um. Mein Abteil war völlig überfüllt, selbst auf dem Gang hatten Mitreisende Decken ausgebreitet und sich häuslich darauf niedergelassen. Links und rechts von mir wurden die ersten Smörgås, einheimisches Äquivalent zu unseren belegten Broten, ausgewickelt und bald schon durchzog frischer Kaffeeduft den Waggon. Auch bei mir stellten sich nun Hungergefühle ein, denn ich hatte seit meinem Frühstück nichts weiter gegessen.

Die Fahrt führte zunächst stadtauswärts, verlief ein kurzes Stück am Mälär See und danach für längere Zeit an der Ostsee entlang. Vor der Küste breitete sich idyllisch der SCHÄRENGARTEN aus: vierundzwanzig Tausend Inseln und Inselchen, so wird gesagt, oft kaum größer als wenige Quadratmeter glattgeschliffener, dennoch mit Bäumen und Büschen bewachsener Granitfelsen. Nur etwa einhundertfünfzig dieser Eilande sollen ganzjährig bewohnt sein. Auf vielen von ihnen sind die typischen roten Sommerhäuschen mit den weißen Fensterrahmen zu sehen – ein malerischer Anblick. Leere Anlegeplätze kündeten davon, dass die Bewohner ihre Boote längst zum Überwintern an Land gebracht hatten.

Schiffe und Sommerhäuser. Bei Diskussionen über diese Errungenschaften geraten die ver-

gleichsweise kühlen Skandinavier geradezu in Begeisterung. Ich erinnere mich nicht, je mit einem unserer schwedischen Geschäftsfreunde gesprochen zu haben, ohne dass die Unterhaltung früher oder später, meistens aber früher, auf dieses Thema gekommen wäre. Im Norden verbringen die Menschen viel mehr Zeit im Einklang mit der Natur als wir in unseren Breiten. Auch wurde mir während der langen Reise klar, dass Wasserkraft, Holzreichtum, Landwirtschaft und Bergbau die Grundpfeiler darstellen, auf denen die Leistungsfähigkeit und der Wohlstand des Landes beruhen. Dieses ursprüngliche Seefahrervolk, das mehr als zwei Jahrhunderte lang die Küsten Englands und Irlands, Frankreichs und Spaniens durch seine Wikinger-Raubzüge in Angst und Schrecken versetzt hatte, gehört heute zu den wohlhabendsten Staaten der Erde. Mit seinen neun Millionen Einwohnern ist dieses Königreich somit auch ein enorm wichtiges Absatzgebiet für deutsche Exporte...

An dieser Stelle unterbrach ich meine Gedanken, weil mein Magen mehr und mehr rebellierte. Es drängte mich, nach dem Speisewagen zu suchen, den ich im hinteren Teil des Zuges vermutete. Ein Restaurant fand ich nicht. Ein Abteil, das hauptsächlich von Jugendlichen, Bierdosen in den Händen haltend, umlagert war, diente als eine Art Kiosk. Eine blonde Maid mit langen Zöpfen servierte voluminöse Krabbenbrote, stattliche Bockwürste und selbstverständlich Dosenbier, das in Schweden hoch im Kurs stand. Angesichts der vielen bereits geleerten, zerbeulten Blechdosen konnte ich mir lebhaft vorstellen, was diese Burschen auf der vor ihnen liegenden Fahrt noch vorhatten: Am Ende der Route, in Malmö, würden

sicherlich die Biervorräte restlos aufgebraucht sein. Die Stimmung schlug unterdessen immer höhere Wellen – Zeit für mich, mit der Tüte Proviant zu meinem ruhigen Fensterplatz zurückzukehren.

Jemand berührte mich sachte am Arm. Es war der Fahrkartenkontrolleur. Während des Durchfahrens von schier endlosen verschneiten Wäldern musste ich wohl eingeschlummert sein. Zunächst unbeholfen, dann zielsicher suchte ich nach meinem Ticket und fand es auch. Bevor der Bahnbeamte seinen Kontrollgang zufrieden fortsetzte, fragte ich ihn noch nach der Anzahl der Stationen bis zu meinem Zielbahnhof *Wesby*. „Drei“, antwortete er, wobei er die Hand in die Luft hielt, um seine Auskunft mit drei Fingern zu illustrieren. Ich sah zum Fenster hinaus. Zum Schneesturm war jetzt noch Dunkelheit hinzugekommen. Trostlos!

Nach dem zweiten Halt nahm ich meine Habe unternehmungslustig aus dem Gepäcknetz, stellte mich erwartungsvoll an die Tür, Klinke in der Hand, bereit zum Aussteigen. Niemand sonst erhob sich, niemand wollte nach *Wesby*. Unvermittelt hielt der Zug mit kreischenden Bremsen. Ich stürmte hinaus, froh, dass die Reise zu Ende war. Mit einem kräftigen Ruck setzte sich die Eisenbahn erneut in Bewegung und dampfte davon, bald sah ich nur noch die beiden roten Signalleuchten des letzten Wagens...

Trotz Finsternis wurde mir schnell klar, dass ich mich auf einer Wiese oder einem Acker befand. Von einem Bahnhof war weit und breit nichts zu sehen. Nicht einmal eine Straße schien es in diesem Niemandsland zu geben. Der kurze Stopp

konnte also nur ein technischer Halt gewesen sein. Zu dumm! Aber es half nichts: Ich packte meinen Koffer, biss die Zähne zusammen und marschierte auf den Gleisen meinem schönen Fensterplatz hinterher. Eintausendfünfhundertzweiundsechzig lange Schritte später, jawohl ich hatte mitgezählt, sah ich die Lichter, wie sich Gott sei Dank herausstellte, von Wesby. Am Ortsrand fragte ich den erstbesten Bewohner, der über mein plötzliches Auftauchen aus Nacht und Schneesturm mehr als überrascht war, nach dem Weg zum STORA HOTEL. Es gäbe kein Hotel, nur eine Herberge in diesem Städtchen, musste ich vernehmen.

Kurze Zeit später stand ich müde davor, in dem ganzen Gebäude brannte kein einziges Licht: Alles dunkel weit und breit. Immer wieder betätigte ich die elektrische Glocke nach dem Motto: Dass nicht sein kann, was nicht sein darf. Deutlich machte ich ein feines Summen im Obergeschoss aus, aber niemand regte sich. Gerade begann ich mich mit der Überlegung auseinanderzusetzen, ob vielleicht die Polizei eine gute Anlaufstelle für eine Person in meiner Lage wäre, als sich im dritten Stock des an das STORA HOTEL angrenzenden Hauses ein Fenster öffnete. Im Schein der Straßenbeleuchtung konnte ich ein weibliches Wesen erkennen, das mich aus luftiger Höhe zunächst sorgfältig musterte und mir dann in der Landessprache etwas zurief. Da mein Schwedisch genau so schlecht war wie mein Chinesisch, versuchte ich es auf Englisch. In einer Mischung aus Deutsch und Englisch eröffnete mir die Frau, dass das Ehepaar, dem das Hotel gehörte, heute im Nachbarort weilte, um dort die Hochzeit des ältesten Sohnes zu feiern. Traditionell müsste man davon ausge-

hen, dass die Rückkehr der Familie wohl erst am nächsten Tag erfolgen würde. Mein Gott, mir blieb aber auch gar nichts erspart! Eventuell sollte ich ebenfalls dorthin fahren und mitfeiern, überlegte ich allen Ernstes. Eine schwedische Hochzeit wäre sicherlich nicht uninteressant. Also rief ich wieder nach oben und fragte nach der Adresse, irgendwo mußte diese Party ja schließlich stattfinden. Doch hier war guter Rat teuer. Allerdings glaubte ich verstanden zu haben, dass meine Gesprächspartnerin tagsüber in der Hotelküche mithalf. Eventuell gab es einen Reserveschlüssel? Nein, sie besaß keinen. Verdammt! Die Unterhaltung war nun an einem Punkt angekommen, wo dringend etwas passieren mußte, sonst verlor die alte Dame am Ende noch die Geduld und schloss einfach das Fenster. Das musste verhindert werden. Die Kommunikation von der Straße hoch hinauf zum dritten Stock erwies sich, besonders bei diesen widrigen Wetterverhältnissen, als zu mühsam. Also nahm ich meinen gesamten Mut zusammen und bat die Frau, die Konversation gemeinsam unten auf der Straße fortzusetzen. Sie kam meiner freundlichen Aufforderung im Handumdrehen nach. Wenig später stand eine kleine ältere Dame mit schlohweißen Haaren vor mir.

Mir war inzwischen etwas Neues eingefallen. In Schweden, darüber beklagten sich meine einheimischen Freunde fortwährend, bestehen strenge Vorschriften in Bezug auf Feuersicherheit. Brandmauern mit Notausgängen gehören zu den teuren Kriterien bei der Genehmigung von Baugesuchen. Möglicherweise besaß ja die Verbindungsmauer zwischen beiden Anwesen den Charakter einer Brandmauer und verfügte demzufolge über eine

Feuertür. Ich fragte erneut. Die Antwort der alten Frau war sofort positiv. Nun ging alles ganz schnell. Wir stiegen die Treppen zu ihrem Dachboden empor, öffneten gemeinsam die schwere Eisentür. Der Weg zum erstbesten Lichtschalter im Hotel Stora war nur noch eine Kleinigkeit. Nach einer kurzen Orientierungsphase stand ich vor einem großen schwarzen Brett, an dem sechzehn Schlüssel, sorgfältig durchnummeriert, an Haken hingen. Nun hatte ich die freie Auswahl. Bevor ich mich allerdings bediente, schrieb ich ein paar Zeilen, worin ich meine verfrühte Ankunft mitteilte, die Umstände meines „Einzuges“ durch das Nachbarhaus erwähnte. Den Zettel spießte ich auf den leeren Haken, an dem bis zu meiner Ankunft Schlüssel Nummer Neun hing. Danach ging ich schlafen.

In der Nacht plagten mich erhebliche Zweifel an meinem Verhalten. Am Morgen ging ich zur Rezeption, um nach dem Rechten zu sehen. Als ich vor dem kleinen Empfangsschalter stand, musste ich feststellen, dass meine handschriftliche Nachricht noch immer an der selben Stelle der Wand hing. Scheinbar war doch niemand in der Nacht zurückgekehrt. Gerade wollte ich mich wieder in „mein“ Zimmer begeben, als sich jäh eine Türe öffnete und eine völlig verstörte Frau hysterische Schreie ausstieß. Ein kleiner Herr folgte ihr eilig. Auch er blickte verständnislos drein. Wie vom Blitz getroffen standen wir uns gegenüber. Die Herrschaften trugen weiße Nachthemden. Im Schlafanzug versuchte ich meinerseits, ordentlich Haltung zu bewahren. Geheuer war mir die Sache natürlich nicht. Womit sollte ich beginnen? Behutsam hob ich zu einer längeren Erklärung an, wobei

ich meine Zettelnachricht von der Wand zu Hilfe nahm. Verständnislos blickte das Ehepaar wechselweise mich und das Papier an. Langsam belebte sich das Gesicht der Frau, auch die Gesichtszüge des Mannes entspannten sich. Ich musste meine Geschichte mehrere Male erzählen, immer wieder von Fragen der beiden unterbrochen. Schließlich akzeptierten sie meine Entschuldigung.

Wann immer ich in den folgenden Jahren nach Schweden reiste, besuchte ich auch Wesby. Natürlich übernachtete ich dann im HOTEL STORA. Es entwickelte sich eine herzliche Freundschaft. Aber jedesmal mußte ich mir von den Besitzern des Hotels die Geschichte meines ersten Besuches aufs neue anhören. Ich glaube, das ganze Städtchen kennt sie mittlerweile.

In Wesby gab es zwei Restaurants, ein chinesisches, in dem es Nacht für Nacht infolge reichlichen Alkoholkonsums der hauptsächlich jüngeren Gäste zu Schlägereien kam, sowie ein sündhaft teures, das einheimische Kost auf der Speisekarte führte. Letzteres beehrte ich am Samstag abend. Außer mir bemerkte ich einen weiteren Herrn im Lokal. Als nach einer geraumen Weile der Kellner im Smoking meinen Aperitif servierte, überreichte er mir ein gefaltetes Blatt Papier. Neugierig las ich eine auf deutsch geschriebene Notiz. Aha, mein Eintreffen mußte sich herumgesprochen haben. Auf dem Briefbogen mit dem Monogramm der Gaststätte stand mit flotter Hand notiert folgende Botschaft:

Gast Nummer eins bittet Gast Nummer zwei zu einem Drink an seinen Tisch.